

Aus Leidenschaft Grenzen überwinden

«Bend it like Beckham» ist ihr Leben. Permi Jhooti ist die Frau, deren Leben und Fussballkarriere mit diesem Film weltbekannt geworden ist. Sie hat sich immer wieder einen eigenen Weg bahnen müssen: als Tochter indischer Einwanderer in England, als Frau im Fussball, als indisch-britische Informatikerin in Basel, wo sie heute lebt und Fussball spielt.

terra cognita: Permi Jhooti, Sie kommen ursprünglich aus Indien, sind in England aufgewachsen und leben seit fast drei Jahren in Basel. Fühlen Sie sich hier zuhause?

■ Permi Jhooti: Mehr als das, ich fühle mich hier wohler als ich mich je zuvor irgendwo gefühlt habe.

Das glaube ich nicht. Die meisten Menschen, die in die Schweiz kommen, erleben die Menschen hier als eher unzugänglich und verschlossen.

■ Mmh, das erlebe ich anders. Vielleicht liegt es an meiner Philosophie, und die geht so: Egal, was ich tue, es ist für mich und momentan die beste Sache der Welt. Ich versuche also einfach zu sehen, was gut ist.

Wurden Sie nie diskriminiert aufgrund Ihrer Hautfarbe oder Ihrer fremden Sprache?

■ Ich hab's jedenfalls nie so verstanden (lacht). Es passiert schon mal, dass ich seltsam angeschaut werde. Dann lächle ich einfach. Und frage vielleicht auf Englisch, ob alles okay sei. Man muss offen sein, auf die Menschen zugehen. Das hilft.

Was gefällt Ihnen hier konkret?

■ Während meiner ersten Tage in der Schweiz hat mir eine wildfremde Frau Ihre Hilfe angeboten, weil ich mit der Stadtkarte in den Händen im Tram sass. Das passiert einem kaum irgendwo sonst. Die Menschen hier nehmen sich mehr Zeit füreinander und haben einen grösseren Gemeinschaftsinn, als ich das in London erlebt habe.

Und wie war das im Norden Englands, wo Sie aufgewachsen sind?

■ Bis ich 18 war, war für mich nicht alles so positiv. Ich lebte als Tochter indischer Immigranten im Norden Englands. Und gehörte nirgends dazu: Galt nicht als echte Inderin aber auch nicht als Engländerin, war beeinflusst von tausenden Vorurteilen, die die Menschen mir gegenüber aufbauten. Ich versuchte, in den Geschäften nicht einfach ignoriert zu werden, aber auch ja nie speziell aufzufallen, so gut als möglich zu sein, in allem, was ich tat. Aber richtig wohl fühlte ich mich nicht.

Permi Jhooti, die Vorzeige-Fussballerin war ein scheues Mädchen?

■ Sehr sogar. Ich glaube, ich war eine Spätzünderin. Lange blieb ich eine Aussenseiterin.



Haben Sie unter dieser Rolle gelitten?

■ Als Kind lebt man einfach, man hat keinen Vergleich, man ist sich nicht bewusst, was da abläuft. Aber ich realisierte natürlich, dass unsere indische Kultur unendlich anders ist als die britische. Das schon.

Inwiefern bekamen Sie diese kulturellen Unterschiede zu spüren?

■ Am einfachsten ist es am Beispiel der Liebe zu erklären: Für meine Eltern war klar, dass Sie für mich eine Ehe arrangieren werden.

Hat Sie das gestört?

■ Und wie! Schliesslich wuchs ich in Europa auf, und war von den Ideen hier geprägt. Ich hätte für mich einen dritten Weg gewünscht: Nicht eine arrangierte Ehe mit einem Inder, gleichzeitig wollte ich nicht völlig ausscheren und einen Mann gegen den Willen meiner Eltern heiraten, sondern jemanden, den sie auch akzeptieren konnten.

Es kam anders: Sie verliebten sich in Ihren Fussball-Trainer, genau wie das im Film «Bend it like Beckham» auch vorkommt.

■ Ja, und ich verlobte mich auch mit ihm. Leider starb mein Vater, bevor ich ihm davon erzählen konnte, so dass ich diesen dritten Weg nicht richtig vollziehen konnte.

Heute sind Sie mit einem anderen Mann verheiratet, und er ist der Grund, warum Sie in die Schweiz gezogen sind. Wie hat er es geschafft, Sie mit nach Basel zu bringen?

■ Da muss ich ein wenig ausholen: Als ich mit 18 für mein Studium nach London zog, begann mein Leben erst richtig. Ich realisierte, dass ich mit meinen indischen Eltern anders aufwuchs als die meisten Engländer, dass ich aber deswegen nicht weniger zähle.

Hatten Sie Minderwertigkeitskomplexe?

■ Nicht direkt, aber ich hatte verinnerlicht, dass ich anders bin. Und nun erlebte ich plötzlich, voll akzeptiert zu werden, einfach sich sein zu können, ohne viel erklären zu müssen. Ich wurde erfolgreich im Fussball und eine bekannte DJ, es lief viel, es lief gut. Als mein Mann, er ist übrigens Engländer, schliesslich einen Job in Basel angeboten bekam, war ich offen für Neues. Und als ich hier ankam, war etwas Magisches in der Luft. Ich fühlte: Hier komme ich endlich bei mir an, hier kann ich neu beginnen.



36

Permi Jhooti, 37, ist als Tochter indischer Immigranten in Nordengland aufgewachsen – und wurde Fussballprofi. Der Film «Bend it like Beckham» erzählt ihre Geschichte. Seit drei Jahren lebt sie mit ihrem Mann in Basel und arbeitet als Informatikerin in der Herzforschung an der Uni Basel.

Oltre confine per passione

Warum neu beginnen?

■ London ist eine sehr schnelle, aber auch sehr oberflächliche Stadt. Das tat mir gut damals. Aber mit der Zeit begann mich dieser unglaubliche Individualismus der Leute zu stören.

Hat der Wunsch nach mehr Gemeinschaftssinn mit Ihrer indischen Herkunft zusammen?

■ Es tönt komisch, aber ich glaube, das stimmt. Ich liebe es, Menschen zusammenzubringen, und ich will echte Freunde haben, mit denen ich viel Zeit teilen kann, das ist etwas vom Wichtigsten für mich. Und das hat viel mit der indischen Kultur zu tun.

Wie haben Sie in Basel Freunde gefunden?

■ Da war Glück dabei. Und ich bin ein offener Mensch. Durch die Arbeit habe ich Freunde gewonnen – vor allem aber auch durch den Sport. Ich spiele ja auch hier Fussball.

Sie spielen bei Concordia Basel...

■ ... und im Novartis- und im Universitäts-Club. Ohne Fussball könnte ich nicht sein. Auch wenn ich es jetzt nicht mehr professionell mache, sondern einfach zum Spass. Für Fussball fühle ich eine grosse Leidenschaft. Dieses Gefühl, mit dem ganzen Körper und mit dem Geist dem Ball hinterher zu jagen, im Team stark zu sein – und gleichzeitig zu wissen: Wenn Du diesen Ball hast, dann gehört er allein Dir!

Wie war das als Frau in einem Männersport?

■ Das war für mich nichts Aussergewöhnliches. Als Tochter indischer Immigranten war es für mich normal, anders zu sein, als die anderen. Und ich wusste, dass ich kämpfen muss, um akzeptiert zu werden.

Insofern hat Ihnen Ihr Fremdsein geholfen, Ihren Traum zu verwirklichen?

■ Vielleicht, ja. Ich war geübt, mich durchzusetzen. Im Fussball führte ich dann ähnliche Kämpfe wie im realen Leben.

In der Debatte rund um Migration und Integration wird immer wieder gesagt, Sport fördere die Integration. Ist das nicht ein zu simples Rezept?

Permi Jhooti, 37 anni, figlia di immigrati indiani nell'Inghilterra del nord, sognava sin da bambina di diventare una calciatrice professionista. Il suo sogno si è realizzato: è diventata la prima calciatrice professionista asiatica d'Inghilterra. Una storia molto simile è stata oggetto di un film di successo: «Bend it like Beckham». Il film è stato visto da milioni di spettatori. Da tre anni Permi Jhooti vive col marito a Basilea e lavora come informatica nel quadro della ricerca in ambito cardiaco presso l'Università di Basilea. Suona per la Concordia di Basilea ed è attiva nel mondo intero in veste di ambasciatrice della FIFA per la creazione di società e campionati di calcio femminili.

■ Überhaupt nicht! Ich spielte Fussball, weil ich auf dem Feld nicht nach meinen Kleidern oder meinen Eltern beurteilt wurde, sondern nach meinem Können. Ich bin dank dieser Sportart als Person gewachsen. Fussball gab mir Kraft und Selbstvertrauen – aber auch die Einsicht, dass ich allein verantwortlich bin für mein Leben.

Sie haben es weit gebracht, Ihre Geschichte ist mit dem Film «Bend it like Beckham» weltbekannt geworden und nun touren Sie als Frauenfussball-Botschafterin durch die Welt. Was wollen Sie mit diesem Amt erreichen?

■ Fussball ist die berühmteste Sportart der Welt. Als Botschafterin will ich ein Vorbild sein und die Entwicklung des Frauenfussballs fördern. Im März zum Beispiel versuche ich in Indien herauszufinden, was die Frauen, die Fussball spielen möchten, brauchen. Das Schwierige ist, dass es sich manchmal um Anfängerinnen handelt, zum Teil aber auch um Elitespielerinnen.

Frustriert Sie der Kampf um Anerkennung als Frau im Fussball manchmal?

■ Nein! Ich finde im Gegenteil, man sollte endlich aufhören zu sagen, der Fussball sei ein Männersport. Es gibt auf dieser Welt so viele Frauen, die Fussball spielen – und in Neuseeland ist es gar ein typischer Frauensport.

Das ist aber eher eine Ausnahme.

■ Egal, wichtig ist: Wenn wir die Frauen immer wieder speziell behandeln, bleiben sie die Exoten. Und das wollen wir doch eben nicht.